

Eder, Jürgen

[Urválek, Aleš. Das deutsche Problem in der nachkriegsdeutschen Literatur und der Geschichtswissenschaft]

Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. 2020, vol. 34, iss. 1, pp. 105-108

ISSN 1803-7380 (print); ISSN 2336-4408 (online)

Stable URL (DOI): <https://doi.org/10.5817/BBGN2020-1-9>

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/142906>

License: [CC BY-SA 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/)

Access Date: 28. 11. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

Jürgen Eder über:

Urválek, Aleš: Das deutsche Problem in der nachkriegsdeutschen Literatur und der Geschichtswissenschaft.

Würzburg 2018, 397 S.

Der Leser mag sich fragen: 2018 – „Deutsche Frage“? Ist das nach 1990, nach der Wiedervereinigung, nicht eine „erledigte“ Frage? Durchaus *nicht*, wie die politischen und kulturpolitischen Debatten unserer Tage zeigen. In aktuellen Debatten sind immer wieder Positionen und Bezugnahmen auf Diskurse zu erkennen, die die Geschichte der Bundesrepublik von Anfang an begleiteten und die Urválek an geschicht gewählten Beispielen rekonstruiert. Ein couragiertes Projekt, dieses Buch, das muss man sagen! Die Beiträge zum Thema sind schier unerschöpflich und selbst für Spezialisten kaum noch überschaubar. Und doch: Vielleicht liegt es an der Außen-Perspektive, der relativen Unbefangenheit eines Auslandsgermanisten, das hier gelingt, was man innerhalb des deutschen Diskurses so oft vermisst: Klarheit, Verzicht auf Windungen und Verkrampfungen, auf „politische Korrektheit“, Unabhängigkeit gegenüber einem Lager-Denken, wie es Diskussionen um „Deutschheit“, egal ob politisch oder literarisch, innerhalb Deutschlands bestimmt. Diese Studie ist mutig, differenziert, bezieht Position und plädiert für Lesarten „Jenseits von Gut und Böse“, von „Entweder-Oder“. „Über Deutschland zu reden war wohl nie einfach“ lautet der erste Satz des Buches. Das stimmt natürlich, aber Urválek zeigt auch: man *kann*, indem man liest, zuhört, Stimmen zur Kenntnis nimmt, möglichst *sine ira et studio*. Weshalb ich die Prognose wage: das Buch nimmt einen wichtigen Platz in der Forschung zu dieser Frage ein – und ich würde sogar sagen, durchaus über die Literaturwissenschaft hinaus.

Urváleks Buch ist in 9 Kapitel gegliedert: die ersten 5 entwickeln theoretische respektive methodische Aspekte, um anschließend in den Kapiteln 6 bis 9 gewissermaßen „Proben aufs Exempel“ zu machen: Analysen zu den Autoren Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger und Botho Strauß. Günter Grass wird eingebettet in Kapitel 5 – wobei zu fragen ist, warum er nicht wie die anderen genannten ein eigenes erhält. Dass Günter Grass Beitrag zur nachkriegsdeutschen Literatur, wie kontrovers auch immer, wichtig und durchaus „laut-stark“ war, wird in vielen Passagen des Buches deutlich.

Die *Einleitung* umreißt konzise die Fragestellung, macht deutlich, mit welchen Konstellationen, aber auch „Verspannungen“, mit welcher „Befangenheit“ in den entsprechenden Debatten zu rechnen ist.

Im Kapitel 1 *Deutschlandreden nach 1945* ist das Fazit, dass politische, ideologische Unterscheidungen anders, als vielleicht bei so einem Thema zu erwarten, nicht weiterhelfen. Das „im Deutschlanddiskurs dichotomische Muster zwischen rechts und links [ist] genauso irreführend [...] wie jegliche schwarz-weiße Opposition zwischen Gut und Böse“ (43). Dies wird dann in den nachfolgenden Kapiteln auch eindrucksvoll durchexerziert.

Kapitel 2 *Entweder-oder: Kontinuität der Schemata* gibt der „Deutschland“-Frage ihre historische Tiefendimension, verfolgt die Frage von „Freiheit oder Einheit“ zurück ins 19. Jahrhundert, über die „Ideen von 1914“ bis zum größtenwahnsinnig gewordenen Germanismus der Nationalsozialisten. Hier geht es vor allem um die Frage eines deutschen „Sonderwegs“, jener

Position zwischen „Westen“ und „Osten“, wie sie etwa Thomas Mann in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* verfolgt hat. Das Belehrende, Lehrhafte daran prägt als „Sonderweg“-Bewusstsein noch die neuesten Debatten. Eine solche Position färbt auch andere Kontroversen, und zwar unangenehm, muss festgehalten werden. Wenn in Deutschlands öffentlicher bzw. veröffentlichter Meinung die Haltung etwa zur Flüchtlingsfrage wie selbstverständlich mit der eigenen nationalen Geschichte als „Schuld“-Geschichte verbunden wird – und diese Perspektive dann sozusagen „europäisiert“ gelten soll – ergeben sich Polarisierungen, wie wir sie seit spätestens 2015 erleben.

Kapitel 3 vertieft die antagonistischen Perspektiven dann um die Frage, ob es sich 1945 um eine „Niederlage und/oder Befreiung“ gehandelt habe. Diese scheinbar rein innerdeutsche Frage war schon damals eine der internationalen Konstellationen, zeigt das Unterkapitel *Im Schatten des Kalten Krieges*: Nazismus konnte nun als willkommenener Antikommunismus präsentiert werden. Die „68er“ greifen gerade dieses „Auf-der-richtigen-Seite“-Gefühl frontal an – nicht zuletzt aus ihrem generationellen Vorteil. Nicht nur in der Literatur bzw. den Printmedien der Bundesrepublik wurde diese Kontroverse ausgetragen, sondern auch in der Geschichtswissenschaft. Dabei wird ein neues Kapitel Geschichtspolitik eröffnet: im Verlaufe der Fischer-Kontroverse und des Historikerstreits. Urválek zeichnet uns differenziert die Positionen, entgegengesetzte, aber auch um Ausgleich bemühte wie die von Christian Meier.

Kapitel 4 nennt sich *Essentielle Deutscheit* – man möchte sofort ein Fragezeichen hinter diese Überschrift setzen – zeigt, von der Goldhagen-Debatte ausgehend, wie eingeschliffen, um nicht zu sagen „eingemauert“ um solche Ortsbestimmungen bereits sind. Das Buch führt hier auch literarische Beiträge ein, die die Öffentlichkeit herausforderten: Fassbinders *Die Stadt,*

der Müll und der Tod, Hilsenraths *Die Nacht*. Wo „Idealisierung“ ausbleibt, wird „Sprechverbot erteilt“ (145) – frühe Beispiele schon für deutsche Praxis von political correctness.

Das 5. Kapitel erörtert unter dem Titel *Die Suche nach einem passenden Zugang* eine ganz wichtige Frage: die der Generationsabhängigkeit und einer dadurch entstehenden Perspektivierung der „Deutschen Frage“. Das Buch zeigt, dass mit diesem Ansatz mehr als eine bloße Pfadabhängigkeit gegeben ist und stellt (170) wesentliche Fragen, die daraus folgen müssen. Der Verfasser sieht darin nicht *den* Königsweg, aber doch einen wesentlichen: „Der Generationszusammenhang determiniert nicht, sondern eröffnet naheliegende Möglichkeiten“ (171). Ausgehend von Karl Mannheim Schelskys „Skeptischer Generation“, Bodo Morshäuser und Odo Marquard leitet dieses Kapitel über zu den Einzel-Analysen. Integriert in dieses Kapitel, im Punkt 5.6., Grass gewidmet, liegt dabei gewissermaßen die Gelenkstelle zwischen beiden Teilen. Die Maßgabe, Grass- wie die nachfolgenden Autoren – nicht einfach nur summarisch irgendeinem „Lager“ zuzuschlagen, sondern die „Spannung“ (202), das Spannungsfeld zu sehen, in dem geschrieben wird, ob nun im fiktiven oder publizistischen Genre, bewährt sich bereits hier. Zwischen *Blechtrommel* und *Dunkelkammergeschichten* entwickelt die Analyse ein Portrait zwischen hell und dunkel - ohne dass Grass als „graue Eminenz“ erscheint, sondern als Erzähler, dem das Erzählen von Vergangenheits-Geschichten problematisch wird.

Das Martin Walser gewidmete 6. Kapitel kritisiert zurecht, dass ein „differenzierter Blick“ (220) auf dessen Werk angesichts der Antisemitismus-Vorwürfe, die seit *Tod eines Kritikers* und der Paulskirchen-Rede erhoben wurden, schier unmöglich geworden ist. Ist man einmal mit solchem Etikett versehen – das gilt übrigens nahezu für alle hier behandelten Autoren - wird man es schwerlich wieder los. Wie im

Falle Grass wird die Notwendigkeit, zwischen Literarisierung und reinem „Lebensstoff“ zu unterscheiden betont, einem komplizierten In- und Auseinander von Erzählung, Reflexion, Erinnerung und deren Übergänge, so komplex, dass es für simple Urteile resp. Aburteilungen nicht taugt. Die Erstsemester-Wahrheit, dass Erzähl-Figuren, auch wenn sie als „Ich“ auftreten, nicht simpel mit einem empirisch-historischen Autor-Ich verwechselt werden dürfen, wird immer wieder ignoriert. Urválek benennt dieses Manko der Debatten klar und deutlich.

Hans Magnus Enzensberger ist in politicis ein eher unsicherer Kantonist – der Titel eines seiner Essay-Bände könnte recht gut seine Wege durch die „Deutsche Frage“ charakterisieren: *Zick Zack*. das 7. Kapitel des Buches zeigt Enzensbergers Denk-Modus des „sowohl-als-auch“, und damit liegt er eigentlich ganz auf der Linie Urváleks, der nach Distanz-Positionen der Mitte sucht. Enzensbergers teilweise verwirrender Weg aus der Studentenrevolte und seiner Einbettung in eine „Generationssemantik“ (263) zeigt ihn als einen, der sich auf die Seite der „Wirklichkeit“ stellt. Ein sehr aufschlussreicher Blick Urváleks gilt Enzensbergers Beziehung zum Werk Hannah Arendts (276ff.), hier wird meines Wissens Neuland betreten. Arendt bietet ihm eine „anthropologische Skepsis“ (281), die dazu führt, utopische Perspektiven aufzugeben, aber auch, nicht auf der „Einmaligkeit“ deutscher Verbrechen zu beharren - sondern an anderen Orten dieser Welt, ob bei Hussein im Irak oder im jugoslawischen Bürgerkrieg, Gefahren einer Wiederholung zu sehen. Eine Option für Enzensberger ist die „Natur“: er ist einer der wenigen Autoren der Gegenwartsliteratur, wo Dichtung und Naturwissenschaften einander ganz nahegebracht werden. Und das nicht in Gestalt von vagen Natur-Mythologemen, sondern in konkreter Anthropologie, gestützt auf Erkenntnisse der Biologie, Neurologie, Physik, Mathematik.

Bevor das Buch zum letzten Autoren-Kapitel, zu Botho Strauß kommt, finden wir ein *Kurzes Zwischenresümee der literarischen Beiträge* (Kapitel 8, 295ff.) Dort wird als weitere Vergleichs-Größe Peter Schneider eingeführt, um die Bedeutung inter- und intragenerationeller Momente im Vergleich mit Enzensberger noch deutlicher herauszuarbeiten. Wobei Peter Schneider ja eher zur Alterskohorte von Botho Strauß gehört – insofern ist die Voranstellung dieses bilanzierenden Kapitels etwas verwirrend. Mit Enzensbergers Werk *Tumult* aus dem Jahr 2014 führt das Buch dabei bis in die unmittelbare Gegenwart – ein weiterer Nachweis der Kontinuität der Fragestellung, noch weit über 1989/90 hinaus.

Das letzte Kapitel vor dem Nachwort ist Bothos Strauß gewidmet. Botho Strauß steht für eine Literatur, die sich, trotz des Erlebnisses „68“ weitgehend ent-politisiert, in einen veränderten Deutschland-Diskurs eintritt. Das Stichwort „Neue Innerlichkeit“ ist dabei freilich lediglich ein ungefährer Wegweiser. Bei Strauß findet eine Re-Mythologisierung, oder vielleicht besser: die Rückbindung eines Politik-Begriffs statt, der auch den Mythos nicht ausschließt, nicht als „Flucht“ oder „Exkulpation“ denunziert. Hier bildet Strauß brisante wie interessante Hybride: etwa Adorno mit Heidegger.

Neben den Mythos treten bei Strauß weitere Einflüsse: Religiöses, und, von Urválek besonders hervorgehoben, die Kategorie des „Erhabenen“ von Kant. Mir scheint zwar, dass hier Schillers Auffassung des Begriffs noch näherläge, aber der Begriff als solcher erweist sich als fruchtbar, um dessen ästhetisierten Politik-Begriff zu kennzeichnen. Wie Enzensberger öffnet er sich außerdem den Natur- und Lebenswissenschaften. Als „experimentierender Laie“ (352) sieht er das Ich als Ensemble „der Enzyme und Hormone, die dem Ich seine Verfassung diktieren“, weshalb das „selbstbewußte Individuum [...] die frechste Lüge der Vernunft“

sei. (zit. auf 354). Solches Ich muss man, was seine „Schuld-und-Sühne-Fähigkeit“ angeht, wohl neu bewerten müssen. Es drückt sich hier eine Skepsis gegenüber Rationalismus, National-Pädagogik, Bewusstseinsfähigkeit aus, die den Diskurs zwar komplizierter, widersprüchlicher, aber eben auch differenzierter macht. Diese Vorbehalte gegenüber sozialer und nationaler Fähigkeit zu trauern teilt Strauß wieder mit Heidegger *und* Adorno. Strauß ist, aus der Sicht Urváleks, einer der erwünschten Vermittler, allerdings mit einem „recht massiven Erziehungsprogramm“, „das den Deutschen das elitär verstandene Vorbild des dichterischen Deutscheins vor Augen führte“ (332).

Das Nachwort fasst die Einzelanalysen souverän zusammen, der Kreis schließt sich zwischen erstem und letztem Satz des Buches,

wenn es heißt: „Es bleibt nach wie vor schwierig, über Deutschland zu schreiben“ (372). Besonders wichtig ist mir ein anderer Gedanke aus diesem Nachwort: dass dieser nicht enden wollende Diskurs „aus dem deutschen Selbstgespräch herauszunehmen“ sei. (363) Es ist klar bis zur Banalität, dass die „Deutsche Frage“ in unserer Zeit ebenso eine der Nachbarn, eine Europas ist und sein muss. Das gilt gleichermaßen für den Umgang mit der Geschichte – Erinnerung bedarf der Vernetzung mit anderen Erinnerungen, ansonsten kommt es zu Disproportionen, die nicht zuletzt manche aktuelle Debatte belasten. Deshalb ist es gut, hilfreich, wichtig, dass ein solcher Blick von „außen“ in diesem Buch Ausdruck gefunden hat. Der Verfasser darf sich dazu gratulieren – und auch die Germanistik.

Doc. Dr. habil Jürgen Eder / e-mail: eder@ff.jcu.cz

Jihočeská univerzita v Českých Budějovicích, Filozofická fakulta, Ústav česko-německých areálových studií a germanistiky
Braníšovská 31a, 370 05 České Budějovice



This work can be used in accordance with the Creative Commons BY-SA 4.0 International license terms and conditions (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>). This does not apply to works or elements (such as image or photographs) that are used in the work under a contractual license or exception or limitation to relevant rights